



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Engelhardt, Max: Bei Cornelius Tode.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bei Cornelius' Tode.

Aus Berlin.

Cornelius ist todt. Hochbetagt, reich an Würden und Ehren aller Art ist er hingegangen, genannt von allen, aber¹⁰¹ fast unbekannt dem nachwachsenden Geschlecht, fast bei Lebzeiten vergessen in der Stadt, in der er seine vollendetsten Werke geschaffen und die ihn in den letzten Jahrzehnten den Ihrigen nennen durfte. Keinem Meister der neueren Zeit, Thorwaldsen etwa ausgenommen, kam sein Vaterland mit so unbegrenztem Vertrauen entgegen und keiner mußte so wie er erleben, daß die künstlerische Richtung der Lebenden sich weit von ihm abwendend andere Pfade wandelte und kaum ein Zusammenhang mehr war zwischen dem Volke, für das er geschaffen und ihm, der auf einsamer Höhe einem verschollenen Riesengeschlechte anzugehören schien. Viel hat grade in Berlin die Ungunst der äußeren Umstände dazu beigetragen; die herrlichsten Werke des Meisters, die größten Denkmäler deutscher Kunst liegen zusammengerollt auf den Böden der Akademie oder stehen fast unzugänglich in enge Räume eingepfercht. In der Nationalgalerie, mit deren Bau man jetzt beginnt, werden sie zwar ihren Platz erhalten, aber kostbare Jahrzehnte sind verstrichen, in denen sie dem aufwachsenden Künstlergeschlecht ein Leitstern hätten sein können zu den erhabensten Aufgaben der Kunst, in denen sie dem Volke, selbst wenn es sie nur mangelhaft verstanden, doch das Bewußtsein wachgehalten hätten, daß es von seinen Künstlern mehr zu fordern hat als die Befriedigung einer vergnügungsgesüchtigen Sinnlichkeit. —

Was Cornelius geschaffen, wurde bereits zu seinen Lebzeiten als ein Abgeschlossenes und wie in objectiver Ferne Verharrendes von den verschiedensten Standpunkten aus besprochen, aber an dem fast noch offenen Grabe ist unsere Aufgabe nicht, in einer Analyse seiner Werke tiefgehende Principienfragen aufzusehen; wir begnügen uns heute, einfach an die charakteristischen Züge seines Lebensganges zu erinnern. — Peter Cornelius ist den 23. September 1783 als Sohn des Akademieinspectors Aloysius Cornelius geboren. Von der Akademie wurde sein künstlerischer Beruf, der sich früh genug geltend machte, nicht anerkannt, aber eine bessere Schule als an dieser herzlich verzopften Anstalt fand er an den deutschen Bildern des 15. und 16. Jahrhunderts, welche damals bei der Säkularisation der geistlichen Herrschaften von Wallraff und den Gebrüdern Voisseriee gesammelt wurden. Wie sich in dieser Zeit deutscher Erniedrigung Denker und Dichter in die große Vergangenheit unseres Volkes vertieften, um aus ihr neue Lebenselemente zu schöpfen, so griff auch Cornelius zu den zwar herben, aber ernsten und keuschen Formen der altdeutschen Schule zurück.

Da er aber wohl fühlte, daß es dem bildenden Künstler schwerer sei als dem Dichter, den Geist der verwöhnten Menge zu einer ihr fernstehenden Auffassungsweise hinüberzuleiten, so lehnte er seine ersten Arbeiten an bekannte und verehrte Dichterwerke an. Vor allem die Zeichnungen zu Goethes Faust waren die erste nationale That des Künstlers, durch welche er sich mit einem Schlage von den Fesseln einer entnervten Convention frei machte. Er hat nicht nur die seitdem feststehenden Züge für die Gestalten des gewaltigen Gedichtes geschaffen, er hat auch in der strengen Art seiner Federzeichnungen den Weg betreten, den er nie mehr verließ, nämlich allen äußerlich anreizenden Mitteln zu entsagen, in mächtigen Zügen den Kern des Darzustellenden zu erfassen und alle Nebendinge diesem unterzuordnen. Demselben originalen Geiste verdanken die Zeichnungen zu der damals wieder bekannt gewordenen Nibelungensage ihre Entstehung, deren Titelblatt, 1817 vollendet, mit zum Gewaltigsten gehört, was er geschaffen.

Im Jahre 1811 ging er nach Italien und vertiefte sich hier wie Overbeck und seine Gefährten in die Werke der vorrafaelischen Malerei, aber nicht um in ihnen die Grenzen für sein Schaffen, sondern vielmehr den Ausgangspunkt zu finden, welchen die vollendete und in sich abgeschlossene Kunstweise der italienischen Blüthezeit ihm nicht gewähren konnte. Das richtige Bewußtsein von dem Wesen seiner Kunstrichtung führte ihn zur Frescomalerei, er war es, der den preußischen Consul Bartholdi bestimmte, einen Saal seines Hauses von den deutschen Künstlern mit Fresken ausmalen zu lassen, und der so eine Kunstweise, die fast ganz erloschen war, wieder ins Leben rief. Aus der Geschichte Josephs malte er die Traumdeutung und die Scene der Wiedererkennung. Bald darauf entwarf er die Zeichnungen zu Dantes Paradies, die für einen Saal der Villa Massimo bestimmt waren, aber nicht zur Ausführung kamen, da er 1819 von der preußischen Regierung und dem Kronprinzen Ludwig von Bayern zugleich gerufen, Rom verließ, um in Düsseldorf die Leitung der Kunstakademie zu übernehmen und daneben die Säle der in München neu gegründeten Glyptothek auszumalen. Sofort schloß sich in Düsseldorf eine große Reihe begeisterter junger Künstler an ihn an, aber noch größer wurde sein Wirken, als er 1820 gänzlich nach München übersiedelte. Hier schuf er die Fresken an den Wänden und Decken im Göttersaal und Heroensaal der Glyptothek, in der Ludwigskirche und in den Loggien der Pinakothek. 1841 als Leiter der künstlerischen Unternehmungen Friedrich Wilhelm des Vierten nach Berlin berufen, entwarf er eine Reihe kleinerer Werke, wie den Glaubensschild, die Zeichnungen zu Tassos befreitem Jerusalem, Glasmalereien für die Dome in Schwerin und Aachen. Mit jugendfrischer Kraft aber begann er nun die Zeichnungen zu dem großen Gemäldecyclus, welcher die neben dem Dom projectirte Friedhofshalle der preußischen Könige schmücken sollte. An der Ausführung der Cartons zu diesem

Campo santo arbeitete er bis zu seinen letzten Lebenstagen; am 6. März 1867 ist der vierundachtzigjährige Greis verschieden. Ehrfurcht erfaßt uns vor dem Riesengeiste, der mehr als 60 Jahre lang in immer steigender Kraft alle höchsten Gegenstände der Kunst sich zu eigen macht, das classische Alterthum und das Mittelalter, den heitern griechischen Götterhimmel und die Tiefen der christlichen Mystik mit gleicher gestaltender Klarheit durchdringt, jede Aufgabe mit hingebender Begeisterung selbständig schöpferisch erfaßt und mit einziger Hoheit und Ursprünglichkeit durchführt.

Aber noch eigenthümlicher wird die Bedeutung des Meisters, wenn es ihm wirklich gelungen ist, was er in seinen großen Bildercyklen erstrebte. Es genügte ihm nicht, die poetisch, kirchlich oder historisch überlieferten Stoffe bildnerisch zu gestalten; ihm sollte die Kunst den Ausdruck einer bestimmten Gesinnung, ja sogar einer bestimmten Gedankenentwicklung abgeben. Und der Ausdruck seiner ihm heiligen Gedanken ist ihm von solcher Bedeutung, daß er die formale Seite der Kunstübung dieser rein idealen mit Entschiedenheit nachsetzt. Zur Erreichung seines künstlerisch-priesterlichen Zweckes, den Beschauer in seine erhabenen Gedankengänge hinaufzuziehen, fordert er von diesem entgegenkommende Arbeit. Sie ist um so nothwendiger, als er von der überlieferten symbolischen Bedeutung gewisser Mythen und Gleichnisse abweicht und die ihm geeignet scheinenden selbständig und selbstdichtend verwendet.

Wer möchte es unternehmen, die Bilder des Campo santo ohne die von dem Künstler ausgehende Erklärung zu deuten? Und faum wird es auch möglich sein, über die nicht seltenen Willkürlichkeiten der Zeichnung hinwegzusehen. Cornelius verschmähte hier mit vollem Recht jede Art von verlockendem Schein. Nicht das behagliche Wohlgefallen darf man bei seinen Werken suchen, welches etwa eine leere Viertelstunde ausfüllen und den flüchtigen Blick an eine geschmückte Wand fesseln soll. Wie der Priester in der Kirche will Cornelius den ganzen Menschen, und zwar Menschen, denen es heiliger Ernst ist nicht bloß um die Kunst, sondern zugleich um sich selbst.

Erklärt es sich daraus, wenn die Unfähigkeit des Verständnisses und der Hingabe, die es bedingt, bei so vielen Beschauern sich verbirgt hinter dem Tadel einzelner Abweichungen von der Natur, welchen wir in seinen Gestalten begegnen, so ist es eine peinliche Wahrnehmung, daß diese erhabensten Schöpfungen des Meisters gemeinhin als nur Ausgewählten zugänglich behandelt werden, daß man sich oft begnügt, seine Bilder zu loben, aber nicht zu betrachten. Unser Publikum droht an ihm die Unbill zu erneuern, die Lessing in seinem bekannten Wort über die Popularität Klopstocks bezeichnet; ja man hat mit dieser Analogie Ernst machen und Cornelius in der bildenden Kunst die Stelle anweisen wollen, die der erhabene Sänger des Messias in der Literatur einnimmt. Sollen wir aber vergleichen, so darf nur Dante genannt werden. Ebenbürtig

dem Beckruf des geheimnißvollen Italieners bedeutet die Kunst des heimgegangenen Helden in ihrer vermeintlich esoterischen Größe mit all ihren Härten, ja selbst mit dem, was man ihre Fehler nennt, die Prophetie auf eine Geistesentwicklung, welche gewaltig genug ist, Jahrhunderte zu erfüllen, und in deren göttlichen Zug, sei es genießend, sei es verstehend, sei es mitarbeitend einzutreten zu den höchsten Aufgaben gehört, die uns gestellt sind. In diesem Sinne nur dürfen wir stolz sein, Cornelius den Unsrigen zu nennen. — J. L.

Ein Wort an Herrn Dr. Roth, Bürgermeister in Trautenau.

Herr Dr. Roth fordert in seiner Schrift „Achtzig Tage in preussischer Gefangenschaft und die Schlacht bei Trautenau, 2. Aufl. Prag, 1867“ S. 45 Herrn Wachenhusen, nachdem er aus dessen Schilderung (ein „Tagebuch vom österreichischen Kriegsschauplatz“) einen Auszug gegeben hat, zur Angabe von Namen derjenigen preussischen Ehrenmänner auf, welche damals aus den Fenstern oder überhaupt aus den Häusern schießen sahen. Das ist bis jetzt, so viel ich weiß, noch nicht öffentlich geschehen, und zum Theil wohl natürlich; denn Wachenhusen wird keinen Zeugen finden können, der für seine Schilderung en bloc Zeugniß ablegt. Diese kann nur aus übertriebenen Zeitungsnachrichten zusammengestellt sein; sie entbehrt offenbar der authentischen Berichte von Augenzeugen, aus jedem Worte, jeder Zeile spricht dagegen die ausmalende Phantasie des Erzählers. Damit wird aber die Thatsache an sich noch nicht umgestoßen; sondern es giebt wirklich viele wahrheitsliebende Männer, die bezeugen können und bezeugen müssen, daß die preussischen Truppen aus den Fenstern der trautenauer Häuser beschossen wurden und zwar nicht etwa von österreichischem Militär; denn solches wurde nicht in der Stadt gefunden. Ich könnte Herrn Dr. Roth das Haus malen — so lebhaft steht es mir noch vor Augen —, aus welchem auf uns, die wir in der nächsten Straße von Parschnitz her zwischen Aupa-Brücke und Kapelle postirt waren, der erste Schuß fiel: es war das Eckhaus vis-à-vis der eben genannten Kapelle; dasselbe wurde infolge dessen, da die Thüren verrammt waren, erbrochen und durchsucht. Nachher habe ich in kurzen Zwischenräumen noch etwa fünf oder sechs

Schüsse fallen gesehen. Dies war keine Augentäuschung, wofür Herr Dr. Roth die Sache erklären will; eine solche kann wohl einem Einzelnen passieren; nicht aber Hunderten von Menschen, die gewohnt sind mit scharfem Auge um sich zu blicken. Oder glaubt Herr Dr. Roth, daß gebildete, unbefangene Männer, deren es auch in den niederen Chargen des preußischen Militärs eine große Anzahl giebt, sich plötzlich durch die Erfindung eines Einzelnen in solcher Weise werden bethören lassen, daß daraus ein „großes Lügengewebe“ entsteht? Also weil er, der an jenem Tage, wie er selbst schildert, so vielfach in Anspruch genommen und beschäftigt war, diese Thatsache nicht selbst beobachtet und niemanden unter der trautenauer Bevölkerung gefunden hat, der sie eingesteht, deshalb macht er uns alle, die wir sie doch gesehen haben und mit unserm Ehrenworte bezeugen können, zu Erfindern einer Lüge, zu Mitschuldigen an einem „gräulichen Lügengewebe?“ Herr Dr. Roth hätte besser gethan, Worte, die er der Oeffentlichkeit übergiebt, mehr auf die Waagschale zu legen. Ebenso gut wie die gleichfalls früher verbreitete Nachricht von dem Gießen mit siedendem Del und Wasser, woran jetzt hier kaum ein gebildeter Mensch mehr glaubt, nachdem viele von den Gebildeten unter uns, die wir die Affaire mitgemacht haben, sich bemüht hatten, solchen falschen Nachrichten entgegenzutreten — ebenso gut wie sie in der einfachen von ihm (S. 15) dargelegten Thatsache ihren Grund hat, beruht auch jene Mittheilung auf Facten, nur daß beide durch die Fama ins Unglaubliche vergrößert sind. Aber vollständig läugnen läßt sich die Sache nun und nimmer. Und was schließt nun Herr Dr. Roth aus seiner Annahme? „Das Ziel der halsstörigen und böshafter Anschuldigungen,“ sagt er, „von Seite einzelner Soldaten war offenbar die Erreichung eines Freibriefes zur Plünderung“; ferner „man wollte die Unstichhaltigkeit und Unwahrheit der vorgeschützten Gründe nicht kennen, um die Schuld an dem augenfälligen unglücklichen Ausgange der Schlacht den Trautenauern aufzubürden.“ Der erste Passus kann natürlich nur auf die unteren Chargen des preußischen Militärs sich beziehen, der andere dagegen geht auf die höheren Offiziere. Ich habe darauf Folgendes zu erwiedern:

ad 1. Herr Dr. Roth muß uns für Kroaten halten. Er scheint gar nicht zu wissen, daß in den niederen Stufen des preußischen Heeres die Zahl der Berufssoldaten eine äußerst geringe ist im Verhältniß zu den übrigen, die zu Hause eine bürgerliche Stellung einnehmen; er scheint ferner nicht zu wissen, daß unter den letzteren ein nicht unbedeutender Theil den gebildeten Ständen angehört z. B. Referendarien, Lehrer, Studenten, Kaufleute etc., und daß diese auf die ungebildete Classe einen bedeutenden moralischen Einfluß ausüben. — Selbst den rohesten Leuten, deren es natürlich überall einige giebt, wäre ein solcher Gedanke damals kaum gekommen; denn wenn der Krieg die Menschen auch verwildert, so waren wir am 27. Juni noch nicht 24 Stunden jenseits der

Grenze; mithin konnte dieser Zustand nicht eingetreten sein. Falls aber wirklich einer oder der andere darauf hätte kommen können, so hätten die vielen, denen Recht und Wahrheit am Herzen lag, einen solchen Gedanken nicht aufkommen lassen, einer solchen Erfindung keinen Beifall geschenkt. Wenn in Trautenau hin und wieder geplündert ist, hat die Stadt dieses Unglück lediglich sich selbst zuzuschreiben und der Erbitterung, die durch das wirklich wahnsinnige Schießen das preußische Militär ergriffen hatte. Ich bin übrigens bei Plünderungen nicht Augenzeuge gewesen. Daß aber bei der ganzen Affaire nicht mehr als fünf Trautenauer ums Leben gekommen sind, bezeugt bei der gerechtfertigten Aufregung solcher Nothwehr eher die Humanität der preußischen Soldaten, als etwas Anderes.

ad 2. Auf den zweiten Passus läßt sich objectiv nur das Factum anführen, daß die Schüsse aus den Fenstern der Stadt Trautenau in den Vormittagsstunden etwa zwischen 11 und 1 Uhr fielen, während das Gefecht für Preußen bis gegen 3 Uhr vortrefflich stand.

Daß übrigens diese Beschuldigungen noch nicht von Andern widerlegt sind, liegt wohl daran, daß die Schrift Herrn Dr. Roths hier conficirt und daher den Wenigsten bekannt sein dürfte.

Königsberg i. Pr., 1. März 1867.

Max Engelhardt, stud. phil.

Kleine Chronik vom Reichstage.

3.

Die Generaldebatte des norddeutschen Reichstags über den Verfassungsentwurf des norddeutschen Bundes.

Am 9. März ist der erste Waffengang der Parteien in der großen Frage bei überfüllten Tribünen geschehen. Fünf Stunden etwa dauerte die Verhandlung, ihr Gesamteindruck war für alle Unbefangene ein günstiger. Dank der Ablehnung eines Antrags, der die Vorberathung des Entwurfs einem Ausschuss überweisen und damit die Plenarverhandlung um mehrere Wochen verschoben haben wollte, kam der Berathung auf Seiten der Betheiligten wie der Unbetheiligten eine ungeschwächte Spannung und Theilnahme entgegen; kein Redner, der etwa mit halbfertigen Ansichten in den Ausschuss eingetreten wäre,

Grenzboten I. 1867.

61